

Das Leben im Wort

1925



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1925

Die Geschichte vom Weckmann und anderen Dingen

Von Clara Wiebig

(Nachdruck verboten.)

Gestatten Sie, meine Verehrtesten, daß ich zwei Fragen an Sie richte! Erstens: Kennen Sie einen Weckmann?

„Nein? Dacht' ich's doch fast! Sie können ja diese hochinteressante Bekanntschaft auch kaum gemacht haben, Sie stammen ja nicht aus jenem Lande, in welchem der breite Strom, hellfläschengrün, mit milchigem Schaum bedächtigt und behaglich zwischen fetten Ufern und blaugrauen Weidenbüschen dahinflutet — Sie sind eben nicht vom Niederrhein! — Vertrauen Sie sich mir gütigst an! Ich riede Ihnen die Hand, ich führe Sie im Fluge nach jener Stadt, deren Einwohner nicht gerade in die Millionen zählen, aber doch so recht nett in die stattlichen Laufende hineinwachsen. Es ist eine hübsche Stadt, freundlich, lustig, mit symmetrischen, viereckigen Plätzen, mit zwei mächtig schattenden Alleen aus Kastanien und Linden, mit traulichen alten Häusern und eleganten Neubauten, mit sehr viel reichen und noch viel mehr armen Menschen, mit Klugen und Dummen, mit Gerechten und Ungerechten. Ich bitte, bleiben Sie nicht zu lange stehen; folgen Sie mir! Wir kommen jetzt die breite Straße im Herzen der Stadt, wir wandern vorbei an den zweistöckigen Häusern mit den nuchternen Fassaden und den blank geputzten Fenstern — sie gleichen alle einander wie Zwillingsgeschwister — wir machen halt vor jenem Hause, aus welchem ein süßlich-warmer Duft weht. „Bäckerei und Konditorei von M. M.“ steht über der Tür in leuchtenden goldenen Buchstaben, und hinter den großen Spiegelscheiben stehen da zwanzig, dreißig Männlein aus Teig, glänzend braun gebacken, und drinnen auf dem Ladentisch liegen sie noch in Haufen, geschichtet, wie die Soldaten im Massengrab auf dem Schlachtfelde.

Diese wunderbaren Erzeugnisse der Backkunst — Anatomie daran zu studieren, möchte ich übrigens keinem raten — sind von verschiedener Güte, wie's eben im Leben mit den Männern auch der Fall ist. Da gibt es Männer von Ruchenteig, sehr süße, sehr pikante, sehr gewürzte mit allerlei Zutaten — und da gibt es wieder ganz einfache, hausbackene, aus schlichtem Weckteig, an denen man sich nicht so leicht den Magen verdirbt. Die einen kauft man schon für 10 Pfennig, bei den anderen langen noch nicht zehn Mark, ja, man muß heidenmäßig viel Geld haben, um sich den allerfeinsten Mann zu kaufen. Aber eine Familienähnlichkeit ist ihnen allen gemein, den fälschlich so benannten und den richtigen Weckmännern, sie strecken die Beine verzweifelt von sich, stemmen einen Arm in die Seite, drücken den andern aufs Herz, ziehen das breite Mandelmaul schief und stieren aus den aufgequollenen Korinthenaugen verführerisch in die Welt.

Die Sonne scheint golden und überdentlich warm auf die stattliche Versammlung im Ladenfenster, man glaubt kaum, daß es Dezember ist, und vor den Scheiben drängen sich die Kinder, machen lange Hälse, lecken sich die Mäulchen und zeigen mit den Fingern. „D kiel mir, Schang, de is mal lecker!“ — „Dau, kiel ons den, de hat Schokadeknöpp, ir wie he mit de Dogen plinkert!“ — Die Ladentür bimmelt in einem fort, schmucke Mägde mit blendenden Schürzen tragen auf weißgedecktem

Tablett den Erkorenen nach Hause, elegante Herrchen suchen das gelungenste Selbstporträt fürs Fräulein Braut oder für die heimlich Angebetete, ärmlich gekleidete Frauen und dicke Kinderpatschchen halten ihren Groschen hin: „Enen Weckmann, bitte, en Weckmann for zehn Pfennig!“

Wer möchte denn den 6. Dezember verleben ohne Weckmann! 's ist ja Sankt Nikolaus — Einterklas, wie der Volksmund sagt — und zu Nikolaus gehört sich ein Weckmann, so gut wie der Christbaum zu Weihnachten und die Nstereier zu Nstern. Am Vorabend stellt man den Holzschuh vor die Tür, und war das Kind brav, gehorjam und fleißig, so stecken am Morgen viel gute Sachen drin, Äpfel, Nüsse, Bruten und Klimpchen; war das Kind aber unartig, dann hat der heilige Nikolaus statt dessen die Rute zurückgelassen — o weh, großes Geheul! Aber

aller Schmerz hat ein Ende, wenn der Weckmann antritt; so grauam ist wohl kein Mutterherz, den zu versagen. Das ist eine Seligkeit ein Stolz auf der Straße zu stehen, den Weckmann im Arme — stolzer kann die Braut nicht den Auserwählten präsentieren — nun ihn da zu zupfen, nun hier, mal da zu lecken, mal dort, mit den spitzen Fingerchen die Augen auszubohren und den Mund — au weh, da ist das Bein abgebrochen — ha, wie lecker das schmeckt! — Und nun kommt Nachbars Peter gesprungen, er lacht und höhnt: „Dau, wie südt de schläch aus, laß ens mal probiere.“ und das andere Bein wird auch abgebrochen, das Bäuchlein angebissen und so fort, bis der Weckmann verschwunden ist, mit Stumpf und Stiel aufgeknaabert. Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Aber nun zur zweiten Frage! Wissen Sie, was „Eigen bleiben“ heißt? Natürlich wissen Sie es, ich sehe es bei den Herren am vertekten Lächeln, bei den Damen am zarten Erröten. Aber lassen Sie mir das Lachen, meine Herren, und Sie, meine Damen, erröten

Sie nicht — das sind oft die Kuten mit den allerbesten Zutaten, die sitzen bleiben, sie haben eben zuviel Inhalt, und so ist es mit den Mädchen auch. Ja, und alte Jungfern muß es doch auch einmal geben, das ist eine sehr weise Weltordnung. Wer sollte denn die gute Tante spielen, den Kindern Märchen erzählen, Röckchen und Hosen heimlich fliden? Wer sollte in die Hütten der Armut schleichen, das Jüngste wiegen, die franke Mutter betten? Wer sollte so leise und lind durchs Leben gehen, so anspruchslos verzichten, mit zarter Hand die Wirren glätten, die Färsprecherin, die Vertraute machen bei den Liebesjungen der Jugend? Wer sollte endlich so still wie ein mildes Licht verlöschen? Niemand als die alte Jungfer! — Sie schütteln den Kopf, Ihnen ist das Thema peinlich — bitte, lassen Sie mich nur erzählen.

In eben jener Straße, wo wir die schönen Weckmänner bewunderten, steht gerade gegenüber ein Haus, und drinnen wohnte im zweiten Stock Fräulein Nettchen Schmitz. Ihre Fenster waren die hellsten, ihre Gardinen die weißesten, die Spaten kamen in Scharen und pflückten vertraulich das ausgestreute Futter; im Sommer dufteten Geranien und Nelken auf dem grüngestrichenen Blumenbrett, im Winter drückten Tulpen und Krokus die bunten Köpfe an die beheizten



Scheiben. Alle Tage, um dieselbe Stunde, schob eine feine blaueäberrte Hand die Gardinen zur Seite, ein welches Gesichtchen blickte erst prüfend nach dem Himmel, dann hinüber zu Bäder N. N., hierauf durchs Spionchen — das draußen angefrachte Spiegelchen — die Straße auf und nieder. Und eine Weile später stieg ein zartes Figürchen die Treppe hinunter, schloß sorglich die Haustür und trippelte das Trottoir entlang, das Kleid zierlich gerafft, den atmofidischen Hut mit Blumen verziert. Das war Fräulein Nettchen Schmitz — Alter unbekannt. Es war nämlich ein kleines Malheur passiert, der Tauffchein verlorengegangen, aber das schadete nichts, aus den Dreißigen kam die kleine Dame ja doch nicht heraus. Vor langen Jahren hatte es einmal eine Zeit gegeben, da war Fräulein Nettchen Schmitz das schönste Mädchen in der Stadt. Keine andre hatte solch goldenes Haar, solch schlante Taille, solch lachende Blauaugen, solch himmlisches Weiß und Rot; keine andre gab so entzückend schnippische Antworten und schwebte so leichtfüßig im Tanz. Aber ein koketter Kader war sie; die ganze Garnison lag ihr zu Füßen, besonders der hübsche Leutnant Feodor v. Osten verschlang sie mit den Augen, und bei jedem Kostillon heftete sie einen großen Stern auf seine Brust. Nein, diese kleine Kokette! Niemand sah die heißen Tränen, die sie nachts in ihrem Bette vergoß, niemand ahnte, wie ihr warmes Herz blutete, als der hübsche Leutnant eines schönen Tages zum letztenmal an ihrem Hause vorüberwanderte. Er hatte kein Geld, sie hatte keins, die Kaution war hoch, der Leutnant wurde verfehlt, und nach mehreren Jahren las sie seine Verlobungsanzeige in der Zeitung.

So war es. Die jüngeren Schwestern machten gute Partien, der einzige Bruder ging nach Amerika, der Vater starb; Fräulein Nettchen pflegte die Mutter getreulich und drückte ihr zuletzt weinend die Augen zu. Fräulein Nettchen Schmitz blieb allein, sie wurde eine alte Jungfer. Ganz vergessen konnte sie ihre frühere Schönheit nicht, sie frisierete ihr Haar noch so, wie sie es mit achtzehn Jahren getragen, und schlang mit Vorliebe ein himmelblaues Seidenband um den verschrimpelten Hals. Die Leute lachten über das alte Mamfellchen, die wenigsten kannten ja das goldene Herz, das unter dem knittigen Seidenfähdchen schlug. Davon wußte nur die arme Schreinersfamilie in der Hofwohnung zu erzählen und der kleine Zeitungsjunge, der die verprovoren Glieder an ihrem Ofen wärmte und sich an heißem Kaffee stärkte. Sie lachten über die alte Jungfer, die bösen Menschen; am meisten aber lachte der junge Leutnant, der ihr gegenüber auf demselben Flur wohnte. Er hatte den Krieg auch überstanden, war lustig, bildhübsch, er sang, er piffte vom Morgen bis zum Abend; er hieß Feodor v. Osten, er war der Sohn des gefallenen Obersten v. Osten, und Fräulein Nettchen Schmitz sah immer ganz verklärt auf, wenn er ihr auf der Treppe begegnete. Kaum klickte der Offizier über den Flur, so öffnete sich gewiß drüben leise die Tür, und ein bebändertes Kopf spähte ihm nach, er schlenderte kaum die Straße entlang, so lugten ein Paar Augen durchs Spionchen. Fräulein Nettchen war voll zarter Aufmerksamkeits, sie machte kochendes Wasser, wenn der Leutnant es eilig hatte, sie nahm allerhand Brieflein und Rechnungen in Empfang, und was dergleichen Liebeswerke mehr sind. Sie sprachen auch zuweilen ein paar Worte miteinander, das alte Mägdchen und der junge Leutnant, und jedesmal strahlte dann Fräulein Nettchen den ganzen Tag.

„Donnerwetter, Osten, haben Sie verdamntes Glück bei den Weibern! Die alte Jungfer drüben ist ja rein verschossen, wie toll und blind — nehmen Sie sich nur in acht, die rückt Ihnen nächstens auf den Leib und fordert ein Heiratsversprechen ab — ha — ha — ha — ha!“ Der Freund lachte wie ein Besessener, und der junge Osten lachte mit, sie konnten sich gar nicht fassen, und dann steckten sie die Köpfe zusammen und schlüpferten und schüttelten sich und wüßten die Achtränen aus den Augen.

Der 6. Dezember war gekommen, Sanct Nikolaus' Tag. Fräulein Nettchen Schmitz lag noch im Bett, da schreckte ein kräftiges Klingeln sie auf, sie fuhr aus den Kissen, warf ein Röschchen über und eilte zur Tür. Wer konnte das sein, so früh am Morgen? Es zog noch einmal an der Schelle mit Sturmgeläut, da öffnete sie schon, ein Note war es: „Pst — Pst — nicht sagen, vom Herrn Leutnant!“ — und ein Weckmann, ein herrlicher, riesengroßer, stürzte ihr zu Füßen. Mit zitternden Händen hebt sie ihn auf, sie trägt ihn in die Stube, sie setzt ihn in die Sofacade, sie steht bewundernd vor ihm und schlägt die Hände zusammen: „Mein Gott, mein Gott, wie schön! Mir einen Weckmann — o diese Freude!“ Sie lacht, sie weint fast vor Glück, ihr altes einames Herz füllt sich mit Jubel — „der herrliche Junge, der liebe Mensch — nein, er ist zu gut, er hat an mich alte Person gedacht, mir einen Weckmann befehrt — o wie freue ich mich, wie freue ich mich!“ Sie dreht den Weckmann hin und her und betrachtet ihn fast andächtig — das wird sie ihm nie vergessen. — Da knistert es,

ein kleiner zusammengekniffener Zettel fällt unterm Arm des Weckmanns vor — was ist das? „Oh, gewiß eine Widmung, Verse!“ Sie liest. Tiefe Röte steigt ihr in die welfen Wädhchen, ihre Lippen zuden, sie fällt auf einen Stuhl und schlägt die Hände vors Gesicht. Der Zettel sinkt zu Boden, die großen verstellten Buchstaben grinßen schwarz und frech in die Welt:

„Wer warten kann,
kriegt auch 'nen Mann.“

Ein Jahr war verstrichen, Fräulein Nettchen Schmitz hatte sich nicht ein bißchen verändert. Dasselbe welfe Gesichtchen, dasselbe hochgewundene Haar mit den angeklebten Locken auf der Stirn, dasselbe himmelblaue Band, dasselbe Seidenfähdchen. Noch immer trippelte sie alltäglich die Treppe hinunter, und wenn der junge Osten ihr begegnete, grüßte sie wie immer, aber sie sprachen nicht mehr miteinander, der Offizier schlug ordentlich verlegen die Augen nieder. Er war überhaupt nicht so lustig wie früher, sein Singen und Pfeifen erklang spärlicher, Rechnungen und Briefe liefen zahlreicher ein — er hatte Schulden. Er kam oft sehr spät nach Hause, mit schwerem, müdem Tritt.

Es war der 5. Dezember, Fräulein Nettchen sah spät am Abend noch in ihrem Schlafstübchen am Fenster, sie hatte die Lampe ausgelöscht, ihr war weich zu Sinn; sie saß im Stodknefeln und träumte vom Vergangenen. Ihr Herz war heut so schwer, was war sie doch eigentlich für ein armes, einames Geschöpf! Alles tot, was zu ihr gehört hatte — die wenigen Fremde, die ihr übriggeblieben, alt und verschliffen wie sie selbst — kein Kind, das sie lieben durfte — keinen Sohn, auf den sie sich stützen; keine Tochter, an der sie sich freuen konnte — einsam — allein — und sterben, unbeweiht, unbeklagt — verlobt wie ein Licht — verweht wie ein Hauch — arme alte Jungfer! Und der junge Offizier drüben, dessen bekantes, ihr, ach, so wohlvertraute Züge aufpeifendes Gesicht ihr wie im Spiegel glücklichere Zeiten zurückgestrahlt, er verspottete sie! — Fräulein Nettchen seufzte und blickte über den dunkeln Hof — drüben die beiden erleuchteten Fenster, die gehörten ihm; da hatte sie ihn manchemal verstohlen beobachtet, wenn er, die Hände in den Taschen, lustig pfeifend im Zimmer auf und nieder ging. Auch heute war er zu Hause, aber was war das?! Er rannte wie ein Verzweifelter hin und her, er ballte die Fäuste, er schlug sich vor die Stirn — und nun starrte er in finsterner Entschlossenheit vor sich nieder — und nun schritt er zum Schrank und riß einen Kasten heraus — der Kaufgerin stockte der Atem, sie war wie der Blist vom Fenster fort und langte nach dem Drücker, der auch drüben schloß.

Nun stand er inmitten des Zimmers und hob die Pistole und ließ sie wieder sinken, und hob sie wieder an die Schläfe und schauderte doch zurück. Er stöhnte laut: „Oh, meine arme Mutter — verzeih mir — ich kann nicht anders!“ Noch einmal trat er zum Tisch und sah mit glühenden Augen auf die beiden Photographien im goldenen Rahmen. Wie ihn das Auge der Mutter liebevoll anblickte, und daneben das reizende Gesicht der jungen Schwester, wie es unter den langen Wimpern schelmisch lächelte! „Arme Mutter, du wirst bald weinen — arme Schwester, deine Schönheit wird verblichen, du wirst eine alte Jungfer werden, wie die da drüben! Verzeih mir, ihr Geliebten, ich kann nicht anders.“ — Er beißt die Zähne zusammen, kalter Schweiß perlt auf seiner Stirn — „lebt wohl!“ Mit jähem Ruck hebt er die Pistole — Gott helfe ihm! — Da klammert sich eine weiche Hand fest um seinen Arm, und eine zitternde Stimme spricht: „Was wollen Sie tun?“ Entsetzt fährt er zusammen und starrt die Gestalt aus weitgeöffneten, stieren Augen an — es ist die alte Jungfer, die vor ihm steht. Unhörbar wie ein Gespenst ist sie herein-geschlichen, oder war sie nicht ein guter Engel? Sanft wendet sie ihm die Pistole aus der bebenden Hand, leise und mitleidig flüstert sie: „Oh, nicht so, nicht so!“ Und sie spricht weiter, unendlich milde, liebevolle Worte, sie erinnert ihn an den toten Vater, an die Mutter, die auf ihn baut, an die Schwester, deren Stütze er sein soll, sie klopft an all die edeln manhaften Gefühle in seinem Innern — ihre alte Stimme tönt wie süßer Horrenklang durchs Gemach — und das junge Blut neigt sich auf ihre Hände, die Tränen laufen ihm übers Gesicht, es schluchzt wie ein Kind. — Und endlich geht die alte Jungfer. Sie weiß alles, sie weiß von der Ehrenschuld, die morgen bezahlt sein muß — dreitausend Mark — sie geht und nimmt die Pistole mit, trägt sie vorsichtig und ängstlich wie eine Maus am Schwanz, und im Fortgehen dreht sie sich noch einmal um und sagt: „Sie versprechen mir's, Sie warten bis morgen — der liebe Gott wird helfen.“ „Ich verspreche es — mein Ehrenwort.“

Was hat denn um Himmels willen die alte Jungfer schon in aller Herrgottsfrühe auf der Straße zu tun? So zeitig ist

Fräulein Mettchen Schmitz noch nie ausgegangen. Sie kommt angetrippelt wie ein kleiner runder Ball, vergnügt, verpelzt, vernummt, sie war bei ihrem Bankier, der die bescheidenen altjüngferlichen Ersparnisse verwaltet. Nun feucht sie die Treppe hinan, nun klingelt sie drüben beim Leutnant und drückt dem verdutzten Burtschen ein Päckchen in die Hand. „Geben Sie das dem Herrn Leutnant, aber gleich!“ — Und husch ist sie fort.

In seiner Stube steht der Leutnant von Osten und starrt wie entgeistert auf ein Päckchen Bankscheine, und starrt dann wieder auf einen Zettel, einen kleinen gekniffenen Zettel, auf dessen einer Seite mit zierlich verschönerelten Buchstaben steht: „Herrn Leutnant Feodor von Osten, anbei zum heiligen Nikolaus 3000 Mark von seiner alten Freundin“ — und auf der andern Seite, die Handschrift kennt er wohl, schwarz und frech grinst sie in die Welt:

„Wer warten kann,
kriegt auch 'nen Mann.“

Ich bin fertig. Das war die Geschichte vom Beckmann und andern Dingen.

Nach dem Süden . . .

Episode aus dem Leben von D. M a y r - A r n o l d , München.
(Nachdruck verboten.)

Seifer Julivormittag. Durch die offenen Fenster des Kontors von Brinkmann & Co. glitten die Sonnenstrahlen in das schwüle Halbdunkel der Schreibmaschinenabteilung, langsam die widerstrebenden Staubföhrchen zum Lichtreigen aufrüttelnd.

Einen kurzen Blick warf T o r y Berg von ihrer Maschine dorthin und lächelte. — Freut ihr euch nicht, endlich einmal ans Licht zu kommen? — Taktat — taktaktat — taktat. — Ihre Finger schwirrten über die Tasten. Buchstaben gruppieren sich zu Wörtern, reihen sich zu Sätzen, füllten in fiebriger Eile Zeile um Zeile, bis ein neues Blatt das einführige Spiel von neuem erbeizte. Und doch erfüllte sie die Arbeit heute mit Freude; flog doch mit jeder Zeile auch die Zeit! — Einmal horchte T o r y auf. Verschwommener Glockenton zählte träge die Stunde ab.

Elf Uhr! — Noch drei Stunden! — Dann — Freiheit! — Vierzehn volle Tage Mensch sein — Urlaub! —

Und die Maschine klapperte. — Taktaktat — taktat. — Sommerfrische! — Fast ein ganzes Jahr hatte sie in Sparfamkeit durchlebt, um die dreihundert Mark zurücklegen zu können für die herrliche Reise, die sie sich ausgedacht. — Nagusa! — Dalmatien! — Taktaktat — ping! — Der Schlitten flog zurück. Jetzt war's ein Ende des Darbens und Entbehrens! — Einmal wollte auch sie Dame des Welt spielen! — Mit vollen Fügen das Leben der Reichen genießen! Oh, sie kannte es zur Genüge aus den Schilderungen ihres Chefs, der, bei guter Laune, mit seinen Reifeerlebnissen nicht kargte. Paris, London, Rom, Madrid! Schwirrte es da. — Nun sollte auch sie, T o r y Berg, die unbeachtete Stenotypistin, mit ihrem spärlichen Gehalt von hundertundzwanzig Mark die Welt sehen. Feine Hotels — zum Frühstück Schokolade mit Honig und Eier — dann Bad — Strandpromenade — blaue Adria — Mondscheinfahrten! Vielleicht winkte das Glück — eine reiche Partie —!

Die Schreibmaschine klapperte. — — — Freilich, Mutter hatte viel dazu beigetragen. Unermüßlich sah sie Tag und halbe Nächte an der Nähmaschine, um für T o r y Unterwäsche, Blusen, Kasackkleider und den herrlichen Kimono aus japanischer Seide zu fertigen. Trotz ihres wachsenden Stokzes Henden, der allwöchentlich zur Ablieferung mahnte. — Ping! — Der Schlitten flog zurück. T o r y strich sich aufatmend das Haar aus der Stirne. — Weiter! — Taktaktaktat — taktat — — — 14 Tage Sommerreise! — — — sang die Maschine. — Nein, in die Sommerfrische nach Rudelshausen wurde diesmal nicht gegangen! Seit ihrem sechsten Lebensjahr hatte man dort Jahr für Jahr die Ferien verlebt. Zwar war es Mutters Geburtsort, dieses Rudelshausen mit seinen morchen Holzhäusern. Zur Linken dann Eferndorf, oder gar an der endlosen Landstraße nach Osten Tretnühl — puh! — Tretnühl! — Wie das klang! — Mählssteinlärm und Mählsstaublust! — Nagusa — — — sang die Maschine.

Ja, da rauschte das Meer darin, blaunte Südländhimmel, raunten melodische Laute einer Fremdsprache!

Taktaktat — — — tat — Schon morgen sah man im D-Zug und flog durch Alpenland nach Süden, dem heißersehten Ziel entgegen — — —

Ratatat! machte die Maschine. — T o r y fuhr auf. O weh, ein Fehler! Sonst biß sie sich zornig auf die Unterlippe,

heute aber nahm sie mit leisem Lächeln einen neuen Bogen und mit verdoppelter Eile glitten die Finger über die Tasten. — Grelles Glockenzeichen. Allgemeines Aufatmen, Stühlerücken, wachsendes Gemurmel. T o r y sprang hoch, ordnete hastig ihren Tisch und eilte zum Kleiderkranz.

„Nanu, Fräulein Berg?“ staunte der Protokrist.

„Ich geh' in Urlaub!“ jubelte sie und stülpte rasch den kleinen Strohhut aufs Kastanienhaar.

„Gute Erholung!“ rief man ihr noch nach, indessen sie schon zum Treppenhaus stürmte.

Wie fröhlich heute die Straße ansieht, dachte T o r y und sah in das Flirren und Flimmern an blendenden Häusern. Als sie eine Frau am Wege mit Kornblumen erspähte, erstand sie ein Büschel. Für Mutter. Eine schwarze Gestalt hemmte den Schritt. Aus blauen Wangen starteten tränenheiße Augen — — —

„Eija!“ T o r y erfaßte rasch die Hand der Freundin. Ueber rascht blickte diese auf und sekundenlang huschte flüchtiges Rot über die Wangen. Dann jedoch stürzten Tränen aus verborgenen Quellen.

„Eija!“ rief T o r y nochmals und zog deren Arm durch den ihren, „deine Mutter?“

Die andere nickte wortlos. T o r y beschleunigte ihre Schritte und veranlaßte so die Freundin, ihr zu folgen, da die Leute bereits neugierig stehenblieben. Es war ihr peinlich, die Trauernde den mitleidlosen Blicken ausgesetzt zu sehen.

Eine ruhige Seitenstraße nahm die beiden auf. Und da brach es stoßweise von blutleeren Lippen:

„Heute Nacht — — — starb sie. Gestern abend — ich half ihr noch Wäsche bügeln — sagte sie zuletzt: Nun werde ich gut schlafen, rechtschaffen müde bin ich. Da sie mich heute morgen nicht weckte, sah ich nach. Da — — — war sie schon — — — tot — — — Herzschlag!“

T o r y fröstelte. Sie sah die alte Frau vor sich. Klein, abgearbeitet, merkwürdig wachsbleich schob sie beim Sprechen gern die Hand unter die linke Brust und lebte in steter Angst vor Einbrechern. Nun war sie tot — so rasch. Unwillkürlich preßte T o r y ihre Hand fester um den Arm der Freundin. Ablenkend sagte diese: „Du gehst doch heute in Urlaub?“

T o r y senkte das Haupt; leise klang's:

„Ja,“ und sie schämte sich, davon zu sprechen. Aber eine neue Frage bebrängte sie:

„Kährst du wirklich nach Dalmatien?“

„Morgen wollte ich fort,“ hauchte T o r y, „aber nun — natürlich — — —“ Die andere wehrte ab; T o r y widersprach und fühlte sich doch im innersten Herzen froh, als die Freundin sie eindringlich hat, ihre Reise wegen der Beerdigung nicht zu verzögern.

Schlieflich — seit Eija sich verlobt hatte, waren sie sich fremder geworden, so lag kein zwingender Grund vor — und einen Kranz würde sie natürlich senden! — An der Ecke trennten sie sich, und je näher T o r y ihrem Heim kam, um so mehr bunte Reizegedanken stoben in ihrem Innern wieder auf.

Mutter wartete schon. Die Blumen weckten auf ihrem faltigen Antlitz ein freundiges Lächeln, allein aus T o r y's Brust quoll lauter Jubel, als sie in ihr Zimmer trat. Auf Tisch und Stühlen, Bett und Koffer lagen fein geordnet Wäsche, Kleider, Hüte und selbst die Schuhe waren schon verpackt.

„Danke Mutter!“ jubelte sie, „wie feil!“

„Sieh nur nach, ob nichts fehlt!“ sagte die alte Frau. Dabei vergrub sie ihre müden Augen in den sattblauen Kornblumen.

„Morgen um diese Zeit bin ich schon im Süden!“

„Ja, ja,“ murmelte die Mutter und verließ das Zimmer, indes T o r y, ein heiteres Lied auf den Lippen, sich auf die Packarbeit stürzte.

Die Ueberreste des Nachtmahles wurden abgeräumt. „Hast du nun alles . . .“ ein stoßweiser Sustenanfall verschlang die übrigen Worte. Der Körper der alten Frau erbebte bei jedem Stoß, der doch nur in ein heiteres Hüfteln mündete, während T o r y hinzupringend, der Mutter leicht den Rücken kopfte.

„Danke, Kind!“ wehrte diese ab. T o r y betrachtete sie besorgt. Wie bleich sie war! Dichter Schnee ihrer Haare säumte schon die Schläfen und die Wadenknochen quollen fast häßlich aus den faltigen Wangen!

Die Frau mochte den prüfenden Blick der Tochter fühlen, denn sie wandte sich rasch und trat ins Dunkel. Plötzlich rief sie:

„Ach, wie vergeßlich!“ eilte ins Nebengemach, alsbald mit einer Arbeit zurückkehrend: den Bademantel.

Stolz betrachtete ihn T o r y. Zeurer Frotté mit Musseln ausgeschlagen. Nur der Seidenkragen fehlte noch.

„Ich werde ihn dir noch ausnähen, geh du nur zu Bett, damit du den Zug nicht veräumnst.“

Und schon ließ sich die Mutter an der Maschine nieder. Tory lachte.

„Keine Sorge, das Reisetieber rüttelt mich wach. Aber ich will noch die Reisetasche packen. Gute Nacht, liebes Mütterchen!“ „Gute Nacht!“ Ein ersticker Husten folgte.

Da öffnete Tory nochmals die Tür und sagte: „Geh aber dann gleich schlafen, Mutter, dein Husten scheint wieder schlimmer zu werden.“

Die alte Frau nickte. Vorsichtig zur Tür spähend schob sie hierauf ihr Taschentuch zum Munde und trocknete zwei kleine rote Tropfen von den Lippen — — — Blut! — — —

Unruhig wälzte sich Tory auf ihrem Lager. Träume zischten auf — schwanden — kehrten wieder — — —

Ein Fels, darauf sie stehend, die dalmatinische Küste zu ihren Füßen. Strahlende Farben schossen auf. Aus Meerestiefen wuchsen weite herrliche Hallen. Mutter wandelte darin. — Doch — was war das? — Die Hallen schrumpften zusammen, pressten sich zu erdrückender Enge. Gierige Rebeschwaden! Aus den Ballungen schossen flammende Hände — drohten — die Mutter wollte! — Plötzlich — tausend Tote tanzten um sie — rasselten wie verrückt mit ihren Gerippen — schlugen und zerrten am Leib der Mutter! — Wildes Gelächter! Ein wirbelndes Rad zwängte alles in Staub. Grau, kohlschwarz; dumpfes Brausen. Endlich — langsam wurde es lichter — blaue Wellen — Südländ! Dort, ein Kahn! — Nein — ein Sarg! Mutter!! — Der Fels wollte, sie stürzte . . . !

Tory erwachte und richtete sich entsetzt auf. Ihre Augen irren ratlos, furchsam. Im Raum nächtigte mattes Dunkel. — Plötzlich den Leib aus aufgerissener Decke werfend, flüchtete sie zur Tür und tastete durch den finstern Gang in Mutters Schlafkammer.

Dort warf der Mond schwaches Gelblicht auf das wachsbliche Antlitz der Ruhenden. Gläsern starrte ein Auge ins Leere — kein Atemzug!

„Mutter!!“ Schriller Schrei — dann Einstürzen zum Bett. — „Ja — was — ist denn, Tory?“ Erschrocken fuhr die alte Frau hoch, als sie das Schluchzen ihres Kindes vernahm. Da aber hob Tory das tränenbeschwerte Gesicht und ein Seelenlächeln von seltener Tiefenklarheit blühte darin auf.

„Mutter, liebes Mütterlein! Ich reise nicht fort, bleibe bei dir! — Und morgen — fahren wir in dein Heimatdörfchen, nach Rudelshausen — dort reicht's für uns beide! Willst du, liebes, goldiges Mütterlein?“

Die alte Frau schwieg. Nur ihre zitternden Hände tasteten nach dem Mädchenkopf, der an ihrer Brust lag. Beinahe segnend ruhten diese kaltenreichen, abgearbeiteten Mutterhände auf dem Haupte ihres Kindes.

Und der Morgen webte einen Baldachin stillen Glückes über zwei Menschen.

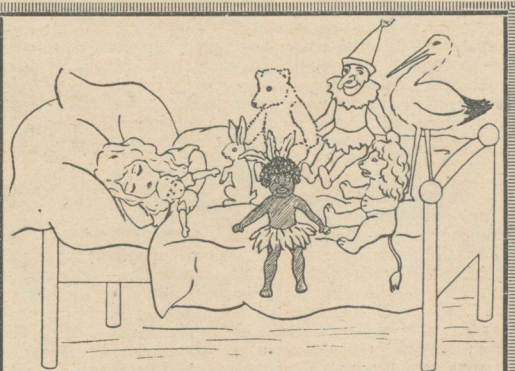
Karl Maria von Weber

75 Jahre sind's her, daß Karl Maria von Weber seinen „Freischütz“ beendete, der dann am 18. Juni 1821 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde. Schon vier Stunden vor der Eröffnung war das königliche Schauspielhaus von einer großen Menge besetzt und nach fürchterlichem Gedränge bald überfüllt. Der Komponist wurde mit stürmischem Klatschen empfangen, dreimal mußte er den Latzstock senken, bevor er das Zeichen zum Anfang geben konnte. Der Erfolg war beispiellos. Alles war wie berauscht, und Weber konnte in seinem Tagebuch verzeichnen: „Abends als erste Oper im Neuen Schauspielhaus: Der Freischütz“, wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen. Ouvertüre und Volkslied („Jungfernkranz“) da capo verlangt und überhaupt von 17 Musikstücken 14 lärmend applaudiert. Ich wurde herausgerufen. Gebächte und Kränze flogen. Soli Deo Gloria (Gott allein die Ehre)“ Einige Tage später bedankte sich Weber öffentlich in den Zeitungen für die Teilnahme, mit welcher „die edlen Bewohner Berlins“ seine Oper aufgenommen haben. In den ersten sechs Monaten erzielte dieselbe in 18 überfüllten Vorstellungen 13 565 Taler, mit der 50. Vorstellung Ende 1822 im ganzen 37 000, mit der 200., Ende 1840, 94 000 Taler. Nicht immer hatte Weber so gut von den Berlinern gesprochen, denn als er dort im Sommer 1812 gewellt, teilte er einem Freunde mit: „Die Menschen sind kalt, voller Maul und kein Herz, wahre Regentenseelen, die alles befristeln.“ Einer seiner damaligen Freunde, der Universitätsprofessor Heinrich Lichtenstein, schrieb über ihn: „Weber war Meister auf der Gitarre wie auf dem Flügel. Seine damals noch wenig bekannten Lieder, von ihm selbst mit schwacher, aber ungemein wohlklingender Stimme in unachahmlichem Ausdruck vorgetragen und mit höchster Virtuosität auf der Gitarre begleitet, ge-

wannen ihm aller Herzen. Hatte er damit die um den Teufel versammelte Gesellschaft schon in ungewöhnlichen Schwung gebracht, so ging es an den Flügel, wo er von den Meisterwerken der Kunst das erste Beste vornahm und durch seine Gewalt über alle Mittel die befreundeten Sänger zu ungewöhnlichem Erfolg zu befähigen verstand, daß jeder meinte, so sei es noch nie gelungen, und jetzt gehe ihm das Verständnis des Werkes auf. Hatte ihn irgendein Gesangsstück in Begeisterung gebracht, so pflegte er unaufgefordert, wie wenn er nur in einem längeren Nachspiel die Schönheit eines musikalischen Gedankens festhalten und verfolgen wollte, sich in freier Phantasie zu ergeben und leistete dann, völlig Herr des Instruments, das Außerordentlichste, was die Kunst der Klavierspieler bis dahin hervorzubringen vermochte.“ Diese und andere Aufzeichnungen enthält ein prächtiges Büchlein, das im Verlag von Herber & Co. in Freiburg i. Br. Professor Dr. Otto Hellinghaus unter dem Titel „Karl Maria von Weber, seine Persönlichkeit in seinen Briefen und Tagebüchern und in Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen“ herausgegeben hat. Es wird überall die verdiente freundliche Aufnahme finden. P. 2-g.

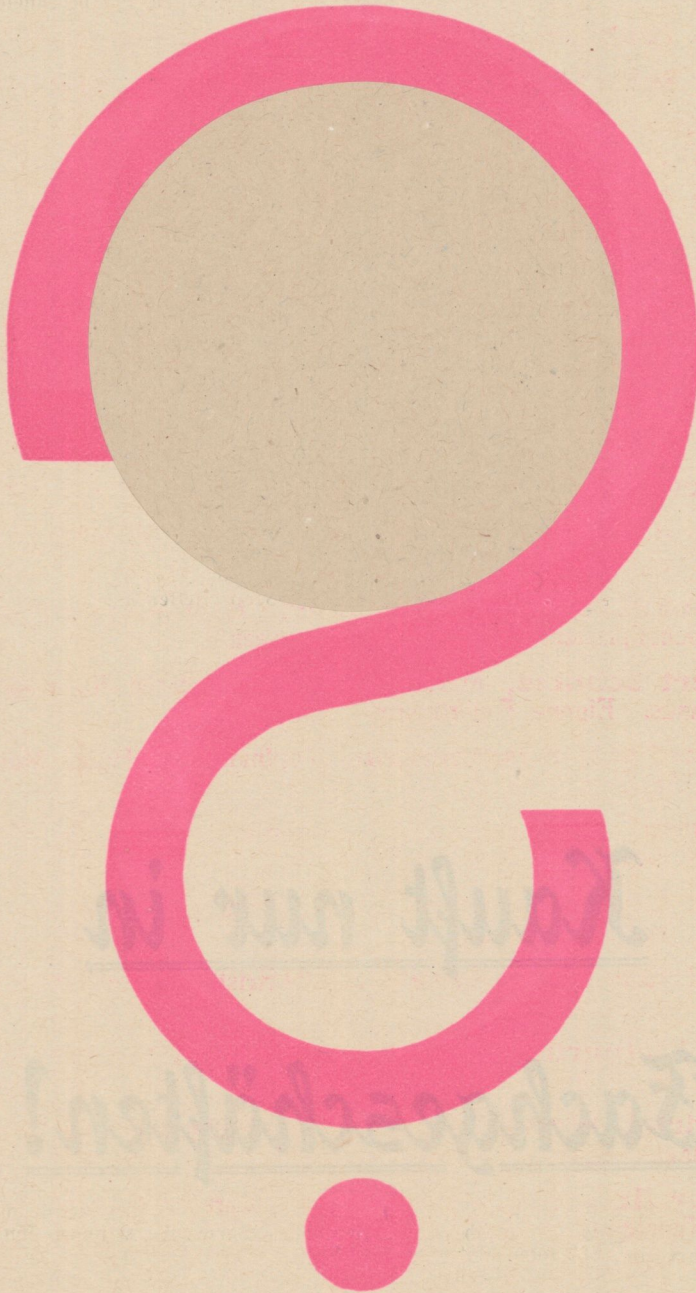
Wer ist schöner?

Was oft nicht durch die gründlichsten Untersuchungen ausgemacht werden kann, das entscheidet ein Witzwort. Als der tarkastische Lord Chesterfield sich in Paris mit Voltaire in einer Gesellschaft befand, schien er den glänzenden Kreis der gepuderten und übermäßig geschminkten Damen sehr aufmerksam zu betrachten. Als dies der französische Dichter bemerkte, fragte er ihn: „Mylord, Sie sind ein Kenner, halten Sie die englischen oder die französischen Damen für schöner?“ — „Auf mein Wort,“ war die scharfe Antwort des geistreichen Engländers, „ich verstehe mich nicht auf Gemälde!“



Traum vor Weihnachten

Wie man auch fleißig die Tage zählt —
Immer und immer noch einer fehlt!
Bis zum Weihnachtsfest scheint's so weit,
So schrecklich langsam vergeht die Zeit!
Doppelt so lang wie sonst sind die Tage —
Ach, und warten! Ist das eine Plage!
Warten! Das ist ein schreckliches Wort!
Bleibt mir nur mit dem Warten fort!
Am Tage, da ist ja das Warten dran,
Bis endlich der Weihnachtsabend heran;
Aber die Nacht, im Traum, hurra!
Rein bischen warten brauche ich da!
Vom heiligen Abend träume ich dann,
Und allem, was er mir bringen kann,
Und alles, was auf dem Wunschzettel steht,
Auf meinem Bett dann spazieren geht!
Den Teddy-Bär — da seh ich ihn
Eingehakt mit dem Harlekin,
Der Negerjung' von der Afrikatüste
Und der Löwe aus seiner Heimatswüste,
Der Storch mit rotem Schnabel und Bein,
Und ein weißes Häschen, langohrig und fein!
— Und ist schon das Träumen so herrlich — ach!
Wie wird es erst werden am Weihnachtstag!





**Was
erhalten
Sie
gratis**





Kauft nur in
Fachgeschäften!

Aufbewahren!

**Was
erhalten
Sie
gratis**

Ein Freilos

gegen Rückgabe dieser Karte

zur Lotterie der

Weihnachts-Messe

der

**Interessengemeinschaft
Naumburger Fachgeschäfte**

vom 5. bis 21. Dezember 1925

geöffnet von 10 Uhr morgens in den

**Zerrassen, Naumburg a. S.
(Spedhsart).**

Eintritt frei!

Es stellen aus:

- Kurt Täubner**, Bahnhofstraße 10, Gärtnerei-Erzeugnisse.
- Curt Schröter**, Gr. Marienstraße 2, Koffer, Lederwaren.
- Gustav Eifler**, Gr. Marienstraße 19, das Haus der guten Schreibwaren.
- Fritz Becker**, Gr. Marienstraße 11, Radioanlagen, Elektromotoren-Ankerwickerei.
- Eduard Schotte**, Markt 17, Seifenfabrik, Parfümerien und Toiletteartikel.
- Karl Freytag**, Mühlgasse 16, Schuhwaren u. Reparaturwerkstatt.
- Carl Precht**, Markt 10, Uhren, Gold- und Silberwaren.
- C. E. Becker**, Gr. Marienstraße 11, Licht- und Kraftanlagen.
- C. Bermich**, Hirsch-Passage, Damen- und Kinder-Konfektion.
- Edmund Meckert**, Gr. Wenzelsstr. 39, Möbelfabrik mit Dampfbetrieb, Dekorations-Werkstätten.
- Breuckmann & Just**, Gr. Salzstr. 7, Musikapparatefabrik, Schallplatten und alle Musikinstrumente.
- Robert Schulze**, Markt 10 und Lindenstraße 20, Wäschehaus. Eigene Anfertigung.
- H. Haubold**, Kürschnermeister, Topfmarkt 5, Hüte, Mützen, Pelzwaren.
- Albrecht Dürer-Haus**, Gr. Marienstraße, Ecke Markt, Kunstgewerbe, Künstler-Spielzeug.
- Adolf Lewark**, Herrenstr. 15, Schokoladen, feine Konfitüren, eigene Herstellung.
- R. Kittlass**, Gr. Jakobsstraße 33, edle Kristalle, Porzellan-, Haus- und Küchengeräte.
- Karl Steingrüber**, Gr. Marienstr. 34, Automobile, Fahrräder, Nähmaschinen.
- Friedrich Wetzel**, Lindenstr. 20, Maßgeschäft für Herrenbekleidung.
- Victor Artes**, Herrenstraße 19, Wollwarenfabrik und Textil-Kunstgewerbe.

Neobraer Anzeiger

Weihnachtsahnen.

Von Oreste Ebaniani.

Es hat des Herbstes Wehen
Den dunklen Wald gestreift,
Es hat im Wiesengrunde
Zum erstenmal gereift.
Es hat gereift — die Buche
Trägt Goldgeschmeid voll Pracht,
Der Herbst schmückt ihre Krone
In stiller Feiernacht.

Die Birken stehn in Silber,
Fast wie im Frühlingsglanz,
Ihr sart Gezweige schimmert
Als wär's ein Blütenkranz.
Und gar die dunklen Tannen,
Die taunen tief und sacht
Und schmelzen Schnee und Aeste
Zur heiligen Weihenacht.

O komm, du Kinderrose,
Du selne Weihnachtszeit.
Schon stehn viel schmucke Tannen
Zur Feier still bereit.
Schon geht ein süß Geheimnis
Durch jedes Haus, gar sacht
Und jeder sinnt auf Freude
Zur heiligen Weihenacht.

Bald klingen Kirchenglocken,
So friedevoll und weich,
Und Christbaumlichter flimmern
Voll Glanz, bei Arm und Reich.
O kommt, ihr schönen Tage,
Kommt, wir sind längst bereit,
O komm, du Kinderrose,
Du selne Weihnachtszeit.

Frühwinter-Gedanken.

Von Oreste von Herold.

mo. Und eines Morgens liegen die Straßen
und Blätter weiß bereift, flimmert es hell auf den Dächern
und Maueroberflächen der Häuser. Ueber Nacht ist die
Stadt in ihr Winterkleid geschlüpft, das aber noch
nicht das schwere und maffige des richtigen Winters
ist. Etwas Zartes, Duftiges liegt über ihrer La-
ette, die blendend weiß die dunkle, kahle Erde verdrängt.
Es macht den Eindruck, als hätte die Erde dieses schim-
mernde Kleid nur zur Probe übergeworfen, wie eine
schöne Dame, die es nicht erwarten kann, den kostbaren
Pelz um ihre herrlichen Schultern zu legen.

Wie ein verzaubertes Dornröschen ruht der Park
mit seinen flockenüberzogenen Bäumen und Sträuchern,
einen wie von Zucker überfritzten Boscquets. Weiß,
weiß, wohl das Auge blickt. Und es ist gar blendend,
und wie die Sonne höher steigt und ihre Strahlen sich
dortin verfangen. Gestern lag noch das spätherbstliche
Dunkel über den Wegen, und der Herbststurm legte un-
freundlich die letzten mühen Blätter von den Büumen.
Ueber Nacht aber ward die Luft so klar, als hätten sie
ihre schwere Stürme durchgehaust, als hätte nie ein lang-
amiger Herbstregen sie dick und trübe gemacht.

Mit frohen Blicken betrachten die Spaziergänger
das lichte Niedererleuchten der Flocken, und sie werden sich
obgleich bewußt, daß seit Tagen schon eine leise Schne-
lucht nach diesem strahlenden und doch so sanftem Weiß
ihre Innerstes bewegte und sie mißmütig machte, so oft
sie des Morgens beim Fenster hinaussehen und statt
des hellen Weiß wirbelnder Flocken den farblosen Re-
gen auf die milde Erde niederrieseln lassen . . . Grau
in grau, wohin der Blick sich wendet. Der Himmel
über uns, die Erde unter uns, und vor uns die nebel-
schwebende Weite. Und müßlich faugte sich das Herz
voll mit dieser grauen Trübseligkeit, tauchte es unter
in dieses Meer grauer Lebensverneinung das die Erde über-
flutete. Nun aber . . .

Die Kinder verlassen ihr Heim, um in die Schule
zu wandern. Vermundert blicken sie auf die verwand-
elten Straßen, und klehnen von ihnen strecken ihre
Armen aus, um die sachte niederwogenden Flocken
zu fassen. Färtlich fast streifen sie im Vorbeigehen
über die beschneiten Maueroberflache der Häuser. „Der
erste Schnee, der erste Schnee!“ Jubelnd klingt es im-
mer von all den jungen Lippen, und eine Menge hand-
schuhbewogener Arme strecken sich empor, um die tierlichen
Schneeflocken aufzufangen und langsam zerfließen zu
lassen.

Seltene Jugend, mit deiner unendlich entwickelten
Fähigkeit, dich zu freuen! Alles ist dir ein Werk auf
Freude. Die ersten Primeln und Veilchen, die ersten
Schwalben an lauen Venztagen, und nicht minder die
ersten Flocken.

Seiter stimmen diese ersten weichen Fruhwintertage.
Sie nehmen mit ihrer Helle einen Bann vom Gemüt
befreien es. Und doch . . . leise, fast unmerkbar,
nirft sich in dieses Gefühl des Aufstimmens nach langer
Einförmigkeit ein weches Gefühl. Ein etwas verfrühtes



Das Gefühl, das uns honen läst, das uns löst: Ruhte dich, glum mit gen

schneidern
den
uen
iber
Ge-
uns
ucht
ich-
nem
nicht
er zu
nde
stem
ver-
nen
Das
zu-
keit
er
rem-
den
Da
und
ind-
hufe
Die
her
iber
von
ausfallen wird, nun bestimmen sie sich plötzlich, daß sie
jo diesen Winter den ersten Ball besuchen werden, und
ihre Phantasie zaubert ihnen feenhafte Kleider vor Au-
gen, gold- und silberbehangen . . . Den Sportlerinnen
Faler und Higel ins Bedachnis, und sie sehen sich
schon auf der Babel stehend, niedergeleiten oder mit Klammern
bewehrt zu Tal tauchen in die schwebende Winterlands-
chaft . . . Die Modedamen aber studieren mit klarem
erwachtem Interesse die neuesten Schupfungen der großen
Modedekoration; und drinnen wühlen zarte, beringte
Hände wollufig in einem Berg von schillernder Samt
und Seide.

Der kurze Tag ist am Verlofchen. Ueber das Hur-
fermeer breitet sich glutig das neblige Abendrot, und
die Sonne scheint in rauchigen Flammen zu schwimmen.
Nun weht für eine kurze Stunde der unennbare Zauber
des Grostadtelbens iber den Gassen. Von den Men-
schen, die durch die Straßen wandeln, fällt die Maske
der Selbstbeherrschung. Nun blusen sie für eine kleine
Weile den Flor von ihrer Seele sinken lassen.

Die Spannung in den Mienen löst sich, und manch
lachendes Augenpaar blickt wehmütig finnend zum Him-
mel auf, von wo die Flocken in wirbelndem Reigen
niederregeln. Und eine erste erklingt in den Tiefen
der Seelen, die sonst, in geruschvolleren Stunden,
schweigt. Eine Frage laft sie verhallen, leise, ganz
leise . . . Eine Frage, die ausgangslosden finnern
Lippen bebzt und in resignierten Frauenaugen flimmert.
Fast vorurteilsvoll starren sie in das weiße Wirbeln der
Flocken, mit einer geheimen, dafir aber um so drücken-
deren Sorge: „Wie lange noch, wann, wann?“

Bis plötzlich die großen Bogenlampen aufklappen . . .
und mit einem Schlag ist alle Wehmut vergessen. Lach-
hend, strahlend wandern die Blicke umher, manchmal
länger haften bleibend auf dem Antlitz eines Voruber-
schreitenden, aber mit heijer Begehrlichkeit an die
gleichenden Schmuckstuckchen sich heftend, von grellem Licht
beschienen, unruhig flimmern und flurren.
Lautlos aber fällt der Schnee nieder, die weiße
Pralodie zu dem ehernen Gesange des starren Lebens-
druckers, des großen Aufweckers . . .

Iphigenias Weihnachts-Komödie.

Von Hof. N. Paschka.

mo. Nur hinaus aus den engen, bedrückenden
Mauern der Grostadt — erst das brandende Treiben
der großen Welt konnte das langstgeleuchte, Erlebnis
bringen.

Dieser Wunsch wurde zum Gebet, das sich Lehrer
Feldstein täglich verpraet. Er, der die Schriftstellerei
iber alles stellte, fand im täglichen Einerlei seines Be-
rufes keine Befriedigung und suchte sich zu jung, um
sich zu beschelern.

Der Wille schaffte Bahn — Feldstein hatte die Brücke,
die zur großen Welt führ, iberfritten, hinter sich ab-
gedrohten. Sah nicht mehr zurück, nur vorwärts galt
sein Streben . . .

Anfangs lebte Feldstein wie im Traum — das große
Erlebnis wollte sich auch jetzt nicht einstellen. Klein-
städter, der er war, fand er nicht den richtigen Anschlag,
der ihn auf himmelanstrebende Hoben, in abgrundlose

Tiefen schledern konnte. Aber er vertraute seinem guten
Gefühl, blieb der schöne, sonnig-junge Mann, ein Idealist.
Und fürwahr — eines Tages im Herbst schien sich
das Blatt zu wenden, das große Erlebnis kam.

Natürlich näherte es sich in Gestalt eines schönen
Weibes, das den jungen, hubischen Mann liebte, sich ihm
mit der Blut eines exaltierten Grostadtelkinds an den
Hals warf.

Anfangs stute Feldstein für die schöne Unbekannte
gar nichts — später orientierte sie ihn, zerriß ihm die Seele.
Sie war so schön, so verfruhlich, daß er sich fornlich
fürchtete vor ihr. Und als sie ihn gar mit kostbaren
Geschenken iberfuhete, begann ihn ihr Reichtum zu
bedrücken . . . Das große Erlebnis des kleinen Lehrers.

Dann kam die Zeit, in der er sie liebte, nachdem
er sich an ihre Eigenart gewöhnt. Er liebte ihren schönen
Körper, liebte sie mit der ganzen Blut seiner berauschten
Sinne, konnte sich nicht denken, daß es einmal anders
werde.

Eben darum begann er sie zu quälen, ihrer Ver-
gangenheit nachzuspüren. — Ob sie noch frei sei, wo-
her sie komme, wohin sie gehe . . . Er wuhte ja von
ihm so viel rote gar nichts. — Sie kam in ihrem Auto,
fuhr wieder davon — nur selten nahm sie ihn mit.
Sie wieder wollte nur wissen, was er schrieb, ob
er schon seinen Roman, sein Drama beendet — sie
wuhte mehr von ihm als er für möglich gehalten.

Eines Tages, ganz kurz vor Weihnachten, trat sie
ihm kühl entgegen — ihr Kuß war kalt, ihre feinen
Augenbrauen stürzen zusammengejogen.

Eine lähmende Angst erfasste den Mann — er wuhte,
heute war sie zum letzten Male bei ihm . . . Der seine
Duft, der ihrem wunderbaren Körper entströmte, sollte
nicht mehr seine Sinne berauschen — der süße Mund,
die kupfergoldenen glänzenden Locken, alles, alles sollte
ihm verloren gehen — ? Er stute laut auf, riß sie
an sich, stammelte ihren Namen.

Sie lachte, stie ihn vor sich . . . „Nicht Polse hat
ihre Ende, mein Lieber — ich heiße gar nicht so, wie du
mich nennst.“ — Und Wiebel! Nababab! Schon lange warte
ich, daß du mich aufhorst zu lieben — du bist so lang-
sam in deinen Entschlüssen — du solltest heute auch wissen,
wer ich bin, die Tochter des Zuckerkonigs Waller —
da wirst du nun einsehen, daß ich lange genug Geduld
habe.“

Er stand wie zu Eis erstarrt, ein Frostschauer schlug
ihm ins Gesicht.

Er aber nahm Hut und Mantel und Handschuhe,
wandte sich zum Gehen — nur ihre Augen gingen ge-
spannt an seiner Gestalt.

Als sie die Hand auf den Türdrücker legte, kam
Leben in ihn. — Wild schrie er auf, faßte sie beim Arm,
schleuderte sie zurück ins Zimmer.

„Sie duchte sich, kosenartig zum Sprung bereit . . .
Er keuchte —“ — lachte Herr iber seine Sinne zu
werden.“

Endlich legte sich der Krampf, der ihn befallen —
abgeriffene Worte entperlen seinen Lippen. — Das also
bist du, wo mein Ideal. Aber nein — ich zerrtete
dich — du Schlange — Weib, das mit mir gespielt —“
Er warf die Arme hoch, schüttelte die Fäuste. — „Sich
soll mir das alles ruhig bieten lassen — glaubst du —
denkst du?“

Und plötzlich wurde er ruhiger — sah sie eine Weile
an, wie ein Wesen aus einer anderen Welt — begann
dann schweigend auf- und abzuwandern. „Ist es denn
möglich — muß es sein — ? Dein Name, wie ist
dein richtiger Name?“

Sie kauerte noch immer im Winkel — „Iphigenia!“
— Leise, wie ein Hauch kam es von ihren Lippen.

Er lachte. „Wer's glaubt! Wer weiß, wer du
bist!“ — Mit einem Ruck erhebt er die Tür auf — Hinaus!

Sie hufte davon.
Nach einer schlaflosen verdrachten Nacht erhielt Feld-
stein einen Brief.

Geliebter!

Ich wollte Dir einen seelischen Stoß ver-
sehen, Dein Inneres zernichten. Dich aus dem
Gleichgewicht bringen — es ist mir gelungen.

Ich bin die Schauspielerei Iphigenia Stol —
liebe dich — harre Deiner voll Sehnsucht unterm
brennenden Weihnachtsbaum! Daß uns das Fest
der Liebe gemeinsam seien.

Da lachte Feldstein — lachte voll Seligkeit und
stürzte wie ein Kalender davon — zu ihr.

Wie die Weihnacht um die Erde wandert.

Alles iberall auf Erden, wo Christen wohnen, wird
am 24. richtiger wohl am 25. Dezember, Weihnachten
gefeiert. Die eigentliche „Weihnacht“ ist die Nacht
zwischen dem 24. und 25. Dezember, deshalb beschieren
die meisten Familien nach dem Besuch der Christmette
auch am heiligen Abend. Wenn nun an diesem Abend
bei uns die Glocken kunten und der Lichtbaum brennt,
so ist's, sagen wir, um 6 Uhr. Nun wissen wir aber,
daß die Zeit nicht iberall auf der Welt iber einstimmig.
Da sich die Erde binnen 24 Stunden um 360 Grad dreht,
so beträgt der Zeitunterschied zweier um ein Grad aus.